

Bastian Sick

Der Dativ ist dem Genitiv sein Tod

Folge 5

Mit Illustrationen von
Katharina M. Baumann

Kiepenheuer & Witsch



1. Auflage 2013 (25.000 Exemplare)

© 2013, Verlag Kiepenheuer & Witsch, Köln

© 2013, SPIEGEL ONLINE GmbH, Hamburg

Alle Rechte vorbehalten. Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form (durch Fotografie, Mikrofilm oder ein anderes Verfahren) ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Umschlaggestaltung: Barbara Thoben, Köln

Umschlagmotiv: © altrendo images/Getty Images

Autorenfoto: © Tim Koller

Gesetzt aus der DTL Documenta und der Meta Plus

Satz: Buch-Werkstatt GmbH, Bad Aibling

Druck und Bindung: CPI – Clausen & Bosse, Leck

ISBN 978-3-462-04495-9

Zehn gute Gründe für Deutsch

Die Kulturwächter schlagen Alarm: Das weltweite Interesse an der deutschen Sprache geht zurück! Und nicht erst, seit Guido Westerwelle Außenminister ist. 2005 lernten noch 17 Millionen Menschen Deutsch als Fremdsprache, 2010 waren es zwei Millionen weniger. Dabei gibt es viele gute Gründe für Deutsch.

»Können Sie zehn gute Gründe nennen, Deutsch zu lernen?«, wurde ich unlängst in einem Interview gefragt. »Geben Sie mir zehn Minuten Bedenkzeit«, bat ich. Zehn überzeugende Gründe lassen sich schließlich nicht einfach so aus dem Ärmel schütteln. Doch mit ein wenig Überlegung sollten sie sich finden lassen. Immerhin leben in Deutschland, Österreich und der Schweiz und in ihren angrenzenden Regionen mehr als hundert Millionen Menschen, die mit Deutsch aufgewachsen sind. Wir sind also schon mal keine ganz kleine Sprachgemeinschaft, im Gegenteil: Innerhalb Europas ist Deutsch die Sprache mit den meisten Muttersprachlern, noch vor Englisch und Französisch.

Außerhalb Europas sieht es dann schon etwas anders aus; auf der Liste der zwölf wichtigsten Weltsprachen rangiert Deutsch weit hinter Englisch, Chinesisch, Spanisch und Hindi auf Platz zehn, aber immerhin noch vor Japanisch, Koreanisch und Finnisch*. Wenn sich Schüler in anderen Ländern, zum Beispiel in Spanien oder Frankreich, zwischen Deutsch und einer anderen Fremdsprache entscheiden müssen, wählen sie oft die andere. Deutsch ist nicht gerade die beliebteste Sprache. Und wenn man nachfragt, warum das so sei, bekommt man oft zu hören, Deutsch sei

* Pardon, gemeint war »Finish«, also das Ende der Liste. Finnisch hat es noch nicht unter die zwölf führenden Weltsprachen geschafft.



eben nicht ganz einfach. Zu viele Fälle, zu viele Geschlechter, zu viele Regeln, zu viele Ausnahmen. Das schreckt ab. Eigentlich sollte gerade das ein guter Grund sein, Deutsch zu lernen. Denn wer will schon etwas, das einfach ist? Einfach – das kann schließlich jeder. Wer Deutsch beherrscht, kann etwas Besonderes! Etwas, das nicht jeder kann. Nicht einmal jeder Deutsche. Englisch ist der Volkswagen unter den Sprachen, Deutsch der Rolls-Royce.

Zu den immer wieder genannten Vorurteilen über die deutsche Sprache gehört auch, dass sie keinen besonders schönen Klang habe. Sie sei bei Weitem nicht so melodios wie das Französische, nicht so weich wie das Englische, nicht so temperamentvoll wie das Italienische, nicht so schwermütig wie das Russische, und nicht so angriffslustig wie das Japanische.

Deutsch, so wird behauptet, klinge eher wie eine Zementmischmaschine – oder wie berstendes Holz. Oder wie eine Gruppe heiserer Gänse, die mit einem geklauten Zementmischer gegen einen Baum gerast ist. Doch wer sich ein bisschen genauer mit der deutschen Sprache auseinandersetzt, der wird im Klangspiel der Silben eine wunderbare, kraftvolle Schönheit erkennen. Wie bei jeder Sprache kommt es darauf an, wer sie spricht – und wie. Der Ton macht die Musik. Darum ist Deutsch nicht von ungefähr lange Zeit die führende Sprache der Musik gewesen. Von Johann Sebastian Bach bis Johann Strauß: Deutsch war – und ist es noch

heute – eine der wichtigsten Sprachen auf den Konzert- und Opernbühnen dieser Welt. Wer klassischen Gesang studiert, für den führt an Deutsch kein Weg vorbei. Doch auch Popmusik kann ein Grund sein, Deutsch zu lernen. Die Musik war der Grund, dass ich Französisch gelernt habe – das kann auch andersherum funktionieren. Die deutsche Musikszene hat eine Menge interessanter Künstler und hörenswerter Texte zu bieten.

Gute Gründe, Deutsch zu lernen? So etwas fragt man am besten Menschen, die das Wagnis auf sich genommen haben, einen Deutschkursus zu absolvieren. Und die findet man fast überall auf der Welt: in Frankreich, in Spanien, in Russland, in Polen, in den Niederlanden, in Dänemark, in Chile, in Argentinien, in Afrika, in China, in Baden-Württemberg.

»Deutschland ist ein tolles Land!«, schwärmte mir eine ältere Dame in Buenos Aires vor. »Ihr habt so viele Kulturgüter, so viele interessante Städte, so abwechslungsreiche Landschaften, so schnelle Verbindungen, die beste Infrastruktur weltweit!« – »Sie sprechen von den Autobahnen, nehme ich an?«, fragte ich. Sie lächelte und sagte: »Ich meine vor allem die Apotheken! Alle 50 Meter eine Apotheke – das gibt es in keinem anderen Land auf der Welt!« Ja, Deutschland ist ein famoses Land zum Leben.

Für viele junge Menschen in anderen Teilen der Welt ist Deutschland das Tor zu einer gesicherten Zukunft. Die Zahl derer, die sich Jahr für Jahr um ein Stipendium für einen Studienplatz in Deutschland bewerben, wächst stetig. Ob BWL, Maschinenbau, Medizin oder Geisteswissenschaften – Deutschland ist ein beliebter Studienort. Für viele andere ist Deutschland auch ein begehrter Arbeitsplatz. Die meisten Bauarbeiter und Reinigungskräfte in Deutschland

kommen aus benachbarten Ländern oder aus Nachbarländern der Nachbarländer.

Meine Putzfrau kommt aus Polen und lernt fleißig Deutsch. Sie kann jetzt schon auf Deutsch »Guten Tag« und »Auf Wiedersehen« sagen und »Waschmaschin kaputt!«. Eines Tages wird ihr Deutsch so perfekt sein wie ihre Bügelkünste, dann stehen ihr hier alle Türen offen, und sie wird mich verlassen für einen interessanteren Job als Assistentin irgendeines Talkshow-Moderators oder als Pressesprecherin eines Bundestagsabgeordneten, ich werde sie anflehen, zu bleiben, aber sie wird mir mit Blick auf das Bügelbrett zurufen: »Machen Sie es sich gefälligst selbst!«, und ich werde völlig zerknittert zurückbleiben, davor graut mir jetzt schon. Deutsch eröffnet Karrieren – im deutschsprachigen Raum und darüber hinaus überall dort, wo deutsche Firmen ansässig sind oder wo sich deutsche Touristen tummeln.

Meine französische Freundin Suzanne sagte mir auf die Frage, was für sie der Grund gewesen sei, Deutsch zu lernen: »Der Grund, warum isch Deutsch gelernt 'abe? Trotz alle die komplizierte Grammatik und die 'arte Aussprache? Isch will es dir verraten: Mein Grund war groß und blauäugisch und 'ieß Martin. Er war 24, wir 'aben uns am Strand von Biarritz kennengelernt. Wie der küssen konnte! Hmmm! Einen schöneren Grund, Deutsch zu lernen, gab es auf der ganzen Welt nischt!«

Weiteres zur Bedeutung der deutschen Sprache in der Welt:

»**Deutsch als Amtssprache der USA**«

(»Dativ«-Band 1)

»**Weltsprache Deutsch**« (»Dativ«-Band 2)

Wem das noch nicht genügt, für den habe ich nachfolgend zehn weitere Gründe zusammengetragen:

ZEHN GUTE GRÜNDE, DEUTSCH ZU LERNEN

- (1) Damit man auf Mallorca nicht für einen Ausländer gehalten wird.
- (2) Damit man bei deutschen Fernsehserien wie »Derrick«, »Ein Fall für zwei« und »Sturm der Liebe« nicht auf Untertitel angewiesen ist.
- (3) Damit man seine Freunde durch Wörter wie »Fußballweltmeisterschaftsendrundenteilnehmer« oder »Überschallgeschwindigkeitsflugzeug« beeindrucken kann.
- (4) Damit man nicht enttäuscht ist, dass man kein Trinkgeld bekommt, wenn ein Deutscher sagt, er wolle einem gern einen »Tip« geben.
- (5) Damit man Goethe im Original lesen kann. Und auch andere Klassiker der deutschen Dichtung wie Wilhelm Busch, Heinz Erhardt und Loriot.
- (6) Damit man es als Porsche-Fahrer nicht nur allen zeigen, sondern auch noch allen sagen kann, dass der Wagen weder »Porsch« noch »Porschie« ausgesprochen wird.
- (7) Damit man in der Lage ist, gut gemeinte Hinweise zu berücksichtigen, wie man sie auf einigen deutschen Erzeugnissen findet, zum Beispiel »Augenkontakt unbedingt vermeiden!« oder »Dämpfe nicht einatmen!«.
- (8) Damit man bei der Bambi-Verleihung auf Deutsch sagen kann: »Ich danke meinen Eltern! Und allen Leuten von Sony Music! Und natürlich meinem Publikum! Ihr seid so wundervoll! Ich liebe euch alle!«
- (9) Damit man als Journalist dem deutschen Außenminister bei einer Pressekonferenz Fragen auf Deutsch stellen kann.
- (10) Damit man die Rolle des Bösewichts im nächsten James-Bond-Film bekommt.

Herzlich willkommen!

Heißt man jemanden »willkommen« oder »Willkommen«? Wünscht man »frohe Ostern« oder »Frohe Ostern«? Und viel Glück im »neuen Jahr« oder im »Neuen Jahr«? Um das Groß oder Klein in Grußformeln ranken sich viele Fragen und zahlreiche Irrtümer.

Eines Morgens kurz vor Silvester hing im Treppenhaus ein farbenfroher Aushang der Hausverwaltung, auf dem stand: »Wir wünschen allen Hausbewohnern ein Frohes Neues Jahr!« Dabei blieb es nicht lange. Bis zum Nachmittag hatte jemand das große »F« durchgestrichen und ein kleines »f« darübergeschrieben. »Das kann ja nur einer gewesen sein!«, stellte meine Nachbarin Frau Jackmann fest und zwinkerte mir zu. Doch ich musste sie enttäuschen: »Ich war's nicht! Wenn ich auch noch anfänge, die Mitteilungen unserer Hausverwaltung zu korrigieren, komme ich zu gar nichts mehr. Außerdem hätte ich dann auch noch das große ›N‹ durch ein kleines ersetzen müssen. Wenn schon, denn schon!« Frau Jackmann sah mich ungläubig an: »Das ›N‹ von ›Neues Jahr? Das soll verkehrt sein? Aber das ist doch ein Name!«

Mit dieser Annahme ist Frau Jackmann nicht allein. Viele Menschen halten das »neue Jahr« für einen feststehenden Begriff und schreiben »neu« daher groß: »Alles Gute im Neuen Jahr!« liest man auf zahllosen Weihnachtskarten. Das neue Jahr ist aber kein feststehender Begriff, sondern eine ganz gewöhnliche Fügung aus einem Eigenschaftswort und einem Hauptwort. Anders als das »Neue Testament« und die »Neue Welt«. Diese sind feststehende Begriffe und werden orthografisch wie Namen behandelt. (Vorausgesetzt, mit der Neuen Welt ist Amerika gemeint und nicht irgend-

eine »schöne neue Welt«, wie sie zum Beispiel von Aldous Huxley beschrieben wurde.) Auch das »Neue Forum«, der »Neue Markt« und die »Neue Deutsche Welle« sind feststehende Begriffe, die für etwas stehen, das klar definiert ist. Wie aber sollte man das »neue Jahr« klar definieren können, wenn es doch alle Jahre wieder ein anderes ist?

Jemandem ein »frohes neues Jahr« zu wünschen, ist grammatisch nichts anderes, als einen »schönen guten Tag« zu wünschen oder »viele liebe Grüße« zu versenden. In keinem der drei Fälle handelt es sich um einen feststehenden Begriff. Trotzdem findet man zahlreiche Beispiele, die fälschlicherweise einen »schönen Guten Tag!« wünschen oder mit »vielen Lieben Grüßen« schließen.

»Frohe Ostern!« ist zwar eine gebräuchliche Formel, aber das heißt noch lange nicht, dass »froh« und »Ostern« zusammen einen Namen ergeben, der großgeschrieben werden muss. Wenn »froh« und »Ostern« innerhalb eines Satzes erscheinen, gelten für »froh« dieselben Regeln wie für jedes andere Adjektiv auch, und dazu gehört die Kleinschreibung: »Ich wünsche euch frohe Ostern!«

Auch wenn es dank E-Mail, Chat und SMS seit Jahren einen starken Trend zur Kleinschreibung gibt, so findet man andererseits immer wieder großgeschriebene Wörter, die sich die Großschreibung gar nicht verdient haben. Es besteht offensichtlich eine tiefe Verunsicherung darüber, wann etwas großgeschrieben wird und wann nicht. Auf unzähligen Schildern, Tafeln und Transparenten werden Reisende und Kunden mit den Worten »Herzlich Willkommen« begrüßt. Das sieht schön aus, ist aber orthografisch nicht einwandfrei; denn »willkommen« ist hier kein Hauptwort, sondern ein Adjektiv, auf Deutsch auch Eigenschaftswort oder Wie-

wort genannt. »Herzlich willkommen« ist die Verkürzung von »Ich heiße dich herzlich willkommen!« oder »Du bist mir herzlich willkommen«. Da »willkommen« in diesen Sätzen mit »wie« erfragt wird, kann es nur ein Wiewort sein und muss folglich kleingeschrieben werden.

Etwas anderes ist es, wenn man jemandem »ein herzliches Willkommen« bereitet; dann ist die Großschreibung angebracht, denn »das Willkommen« ist ein Hauptwort. Als solches tritt »willkommen« aber nur selten in Erscheinung. Meistens wird es als Adjektiv gebraucht. Dass es dabei so oft für ein Hauptwort gehalten wird, liegt möglicherweise an der Ähnlichkeit zu Grußformeln wie »Guten Morgen« und »Auf Wiedersehen«, die wirklich ein Hauptwort enthalten.

Wenn auf »herzlich« verzichtet wird und »willkommen« an den Satzanfang rückt, dann wird es freilich auch als Wiewort großgeschrieben.

Der aus dem Englischen übernommene Modernismus »Willkommen zurück!« (»Welcome back!«) schreibt sich zwar mit großem »Willkommen«, aber nicht mit großem »Zurück«, es sei denn, »Zurück« ist der Name eines Menschen, den man mit ausgelassenem Komma begrüßt. Das Gleiche gilt auch für »Willkommen daheim« und »Willkommen zuhause«.

Viele Händler meinen, Eigenschaftswörter großschreiben zu müssen, um sie besonders hervorzuheben: »Ständig Neue Angebote«, »Nur Feinste Qualität«, »Kostet nichts Extra« oder »Heute Geschlossen!«. Wenn ein Wort betont werden soll, kann man es unterstreichen, in **Fettschrift** oder *Kursivschrift* setzen oder in VERSALIEN schreiben. Plötzliche Großschreibung, Wo Kleinschreibung erwartet Wird, schafft Keine Betonung, Sondern Verwirrung.*

Auch das kleine Wörtchen »bitte« bereitet Probleme. Einerseits beim Aussprechen, das vielen einfach nicht gelingen will. Andererseits beim Schreiben: »Hier Bitte Münzen einwerfen« steht auf einem Automaten oder »Affen Bitte nicht füttern« an einem Tiergehege. Dabei ist »bitte« ein Adverb und als solches bitte nur dann großzuschreiben, wenn es am Satzanfang steht. Danke!

Beim »bitte«-Schwesterwort »danke« ging die Verwirrung so weit, dass die Rechtschreibreformer beschlossen, die Großschreibung für zulässig zu erklären. Nicht beim Verb »danken« (»Ich Danke dir« ist nach wie vor falsch), sondern beim Adverb »danke«: »Ich möchte dir Danke sagen«. Das ist heute erlaubt, sogar empfohlen. Die klassische Schreibweise »Ich möchte dir danke sagen« ist nur noch zweite Wahl. Als ich meine Freundin Sibylle einmal per SMS fragte, ob ich sie ins Kino einladen dürfe, schrieb sie neuorthografisch korrekt, doch in der für sie typischen verdrehten Weise zurück: »Da sage ich nicht Danke!«

In der nächsten Rechtschreibreform wird dann vielleicht »Herzlich Willkommen« für korrekt erklärt und »Neues Jahr« zum Namen ernannt. Das möchte ich aber »Bitte« nicht mehr erleben müssen!

* Mehr dazu im Kapitel **»Liebling, Was Wird Nun Aus Uns Beiden?«**
(in diesem Buch auf S. 122)

Zum Komma in Grußformeln
siehe **»Hello, Dolly!«** (in diesem
Buch auf S. 164)

Hallo und tschüs!

Eine Passauer Schulleiterin hat an ihrer Schule ein Verbot für die Grußwörter »hallo« und »tschüs« erlassen. Ob das den Schülern hilft, sich besser in der Welt zurechtzufinden? Und sind diese Wörter wirklich so unangemessen, wie die bayerische Pädagogin glaubt?

Es war eine seltsam unzeitgemäße Meldung, die an einem frostigen Wochenbeginn im Januar 2012 für Aufregung und Erheiterung sorgte: Eine Schulleiterin im bayerischen Passau hatte an ihrer Schule ein Verbot für die Grußwörter »hallo« und »tschüs« erlassen. Sie empfinde diese als respektlos, gab sie als Begründung an. Außerdem sei gerade das norddeutsche »tschüs« alles andere als bayerisch. Daher habe sie ihre Schule zur »hallo- und tschüs-freien Zone« erklärt. Wer sich nicht mit »Grüß Gott!« anfreunden könne, der solle »Guten Tag« und »Auf Wiedersehen« sagen.

Einerseits war diese Nachricht erfreulich, denn wenn die Passauer keine größeren Sorgen hatten als ein respektlos erscheinendes »hallo« oder »tschüs«, dann schien es ihnen beneidenswert gut zu gehen. In anderen Gegenden Deutschlands, gerade in urbanen Ballungsräumen, sind manche Lehrer schon froh, wenn ihre Schüler sie überhaupt eines Grußes würdigen, und sei es nur »Morgen!«, »Tach!« oder »Na!«. Aber von derartigen Zuständen ist man in Passau zum Glück (noch) weit entfernt. Selig sind die Randgemeinden!

Es ist auch nichts dagegen zu sagen, dass eine Schulleiterin sich bemüht, ihren Schülern gute Umgangsformen zu vermitteln. Respekt ist eine wertvolle Tugend und sollte,

genau wie Rücksichtnahme, Fairness und Umweltbewusstsein, im Schulunterricht regelmäßig thematisiert werden. Doch die Frage ist, ob der Weg über ein Verbot der richtige ist. Man kann sich Wörter verbitten, die beleidigend sind. Verbale Grobheiten und Gemeinheiten kann man untersagen. Im Falle der Passauer Rektorin ging es aber nicht um vorsätzliche Beleidigungen oder Grobheiten, sondern lediglich um eine gefühlte Respektsverletzung und um veränderte Sprachgewohnheiten.

Denn objektiv gesehen sind »hallo« und »tschüs« nicht Ausdruck mangelnden Respekts. Sie sind vielleicht nicht in jeder Situation die erste Wahl. In bestimmten Zusammenhängen empfiehlt sich der Zugriff auf ein anderes sprachliches Register. Vorausgesetzt, man verfügt über die Fähigkeit, verschiedene Register zu bedienen.

Jemanden in Köln, Berlin oder München auf der Straße mit »Hallo!« anzurufen, ist nicht ungehörig, selbst wenn es sich um einen Fremden handelt. Freilich ist »hallo« eine ungezierte Form der Anrede, eher bodenständig als elegant, aber nicht unschicklich. Selbst von Damen des Adels wurde ich schon mit »Hallo, Herr Sick!« begrüßt, ohne dass es mir unangemessen erschienen wäre. So mancher Pastor beginnt seine Predigt mit den Worten »Hallo, liebe Gemeinde«, ohne dass er deswegen mit Steinen aus der Kirche gejagt würde. Dass »hallo« so populär wurde, ist dem Telefon zu verdanken. Der Ursprung des Wortes ist nicht eindeutig geklärt: Sprachforscher nehmen an, es komme vom Ruf »Hol über!«, mit dem in früheren Zeiten der Fährmann herbeigerufen wurde. »Hol über!« wurde zunächst zu »holla« (wie heute noch in »Holla, die Waldfee!«), später dann, unter dem Einfluss des Englischen, zu »hallo«. Parallel zu unserem »holla« hatte sich nämlich in England im 16. Jahrhundert der

Gruß »hello« entwickelt. Die Franzosen machten daraus »allô« und die Spanier »hola«. Mit der Verbreitung des Fernsprechwesens im 19. und 20. Jahrhundert trat das praktische »hello/hallo/allô/hola« seinen Siegeszug um die ganze Welt an. Der Erfinder des Telefons, Graham Bell, hatte sich noch für »ahoy« als telefonische Begrüßung ausgesprochen, doch Thomas Edison, der die Erfindung weiterentwickelte, setzte »hallo« durch. Dank des Telefons ist »hallo« auch bei uns in den allgemeinen Sprachgebrauch eingesickert.



Die Geschichte des Wortes »tschüs« ist ähnlich international: Es kommt vom spanischen »adiós« (»Geh mit Gott!«) und wurde von den Seefahrern zunächst in die spanischen Niederlande gebracht, wo es sich zu »atjüs« entwickelte. Von dort gelangte es als »atschüs« und »tschüs« nach Norddeutschland. Die Schwaben indes übernahmen das französische »adieu« und machten daraus »ade«. Die Bayern pflegten ihr zünftiges oberdeutsches »Pfiati!« oder »Pfia-

god!« (»Behüte dich Gott!«), und in Österreich sagt man noch heute beim Abschied leise »servus«.

Dass »tschüs« manchem dialektverhafteten Bayern fremd erscheint, ist daher verständlich. Der Mensch mag, was er gewohnt ist, und was ihm fremd ist, das lehnt er meistens erst einmal ab. Doch ein Verbot führt in die falsche Richtung. Zudem ruft die Begründung, »tschüs« sei »unbayrisch«, unangenehme Erinnerungen an Zeiten wach, in denen alles verboten wurde, was »undeutsch« war.

Anstelle eines unproduktiven Verbotes sollte man besser eine produktive Unterrichtseinheit zum Thema Grußformeln ansetzen. Den Schülern sollten alle Möglichkeiten der Begrüßung und Verabschiedung vorgestellt und die Vielfalt der regionalen und sozialen Unterschiede aufgezeigt werden; man sollte sie lehren, die Nuancen zu erkennen – ein »hallo« klingt beispielsweise schon ganz anders, wenn ihm ein »Frau Lehrerin!« angehängt wird. Anschließend könnte man die Schüler einen Aufsatz schreiben lassen mit dem Thema »Was ich wem zur Begrüßung sage und warum«. Das dürfte sich förderlicher auf die Sprachkompetenz der Schüler auswirken als ein Verbot. Denn nicht durch Verbote, sondern allein durch Aufklärung und Bildungsarbeit erzieht man mündige, verantwortungsbewusste Bürger.

Einen Tag nach Bekanntwerden des Passauer Schildbürgerstreichs gastierte ich mit meinem Bühnenprogramm »Nur aus Jux und Tolleranz« im Münchner Prinzregententheater. In Anspielung auf die Zeitungsberichte bat ich das Münchner Publikum um Entschuldigung, falls ich bei der Verabschiedung nicht die richtigen Worte fände. Ich sei nun mal ein Hanseat, und als solcher ginge mir ein »tschüs« wie selbstverständlich über die Lippen. Doch weder wollte ich

ihre Gefühle verletzen noch ihre Ohren beleidigen, daher sei ich gerne bereit, mich den bayerischen Gepflogenheiten anzupassen und mich mit »servus« oder »pfiagod« zu verabschieden. Daraufhin brachen die Münchner in schallendes Gelächter aus. Beim anschließenden Signieren erfuhr ich den Grund: »Hier sagt niemand mehr ›servus‹ oder ›pfiagod‹«, erklärte man mir, »in München sagt man ›ciao!‹«

Weiteres zu Anredeformen:

»**Sie oder sie – du musst Dich entscheiden**« (»Dativ«-Band 2)

»**Hallo, Fräulein!**« (»Dativ«-Band 3)

»**Siezt du noch, oder duzt du schon?**« (»Dativ«-Band 4)

»**Hello, Dolly!**« (in diesem Buch auf S. 164)

Kesse Wecken, dufte Schrippen

Oft sind es Kleinigkeiten, an denen sich ein großer Streit entzünden kann. Kleinigkeiten wie ein Brötchen zum Beispiel. In einem Zeitungsinterview regte sich Wolfgang Thierse darüber auf, dass die gute alte Berliner Schrippe immer häufiger als Wecke angeboten werde. Damit brachte er die Schwaben gegen sich auf.

Während sich die Deutschen vor dem Jahreswechsel 2012/2013 mit den üblichen Böllern und Feuerwerksraketen eindeckten, explodierte in Berlin ein Silvesterkracher ganz anderer Art. Gezündet wurde er von Bundestagsvizepräsident Wolfgang Thierse, der in einem Interview mit der »Berliner Morgenpost« sein Missfallen an den Veränderungen in seinem Heimatstadtteil Prenzlauer Berg zum Ausdruck brachte. Er klagte über die angebliche Unlust der zugewanderten Schwaben, sich an die Berliner Lebensart und das Berlinische anzupassen. »Ich ärgere mich, wenn ich beim Bäcker erfahre, dass es keine Schrippen gibt, sondern Wecken«, sagte Thierse. In Berlin sage man »Schrippen«, daran sollten sich auch die Schwaben gewöhnen. Das gelte auch für anderes Backwerk, wie zum Beispiel »Pflaumendatschi«. »Was soll das?«, fragte Thierse, »in Berlin heißt es Pflaumenkuchen!«

Klare Worte aus dem Munde eines Pfannkuchens! So nämlich heißt der Berliner in Berlin. Dass es nicht immer leichtfällt, sich mit Veränderungen abzufinden, liegt in der Natur des Menschen. Auch dass man sich durch Einflüsse fremder Kulturen verunsichert fühlen kann, ist nicht ungewöhnlich. Wenn heute Kritik am Sprachwandel geübt wird, dann geht es dabei meistens um die vielen englischen Wörter, die in den vergangenen Jahrzehnten ins Deutsche einge-

flossen sind. Dass jemand an der Ausbreitung des Schwäbischen Anstoß nimmt, wirkt dagegen geradezu drollig. Nicht über neumodische Backwaren wie Donuts, Muffins, Bagels, Brownies und Wraps wurde sich hier ereifert, sondern über Wecken.

Natürlich weckte Herr Thierse mit seinem Anti-Wecken-Ruf den Widerspruch einiger wackerer Schwaben. Mit Verweis auf den Länderfinanzausgleich machten baden-württembergische Politiker deutlich, dass die Berliner ohne die Hilfe der Schwaben deutlich kleinere Brötchen backen müssten, egal ob Wecken oder Schrippen. Außerdem seien für den Berliner offenbar alle Westdeutschen Schwaben, auch wenn sie aus Rheinland-Pfalz, Hessen oder Bayern stammten.

Tatsächlich schien Wolfgang Thierse in seiner Erregung Gebäckstücke von unterschiedlicher Herkunft in einen Topf geworfen zu haben. Ein schwäbischer Leser wies darauf hin, dass es in Schwaben keinen »Pflaumendatschi« gebe, sondern allenfalls »Zwetschgakuacha«. Das Wort »Datschi« (von datschen/tatschen = hinklatschen, breitdrücken) ist eher in Bayern beheimatet. Dort gibt es übrigens so manche Spezialität, die man als Auswärtiger nur ungläubig bestaunen kann, zum Beispiel »Ausgezogene«, ein Schmalzgebäck. Ausgezogene (bairisch *Auszogne*) werden auch »Knieküchle« genannt, weil der Teig über dem Knie in die Länge gezogen, also ausgezogen wird. Was würde Herr Thierse erst denken, wenn ihm im Schaufenster »Ausgezogene für nur 1 Euro!« angeboten würden. »Jetzt machen diese Schwaben aus unserer Berliner Bäckerei auch noch eine Peepshow!«

In Hamburg und Schleswig-Holstein heißt das Weizenbrötchen traditionell »Rundstück«. Doch unter diesem

Namen kennen es heute nur noch die Älteren. Das Rundstück verschwindet, stattdessen ist hier die Schrippe auf dem Vormarsch. Vielleicht sollte Herr Thierse nach Hamburg ziehen, dann müsste er sich nicht länger von Wecken überfremdet fühlen. Allerdings bekäme er es dann mit der »Hansesemmel« zu tun, einem Bäckereierzeugnis, das gegensätzliche Kulturen auf knusprige Art in sich vereint. Der deutsche Sprachraum gliedert sich in drei große Zonen: eine Brötchenzone im Norden, eine Weckenzone im Südwesten und eine Semmelzone im Südosten. Berlin hat, nicht zum ersten Mal in der Geschichte, einen Sonderstatus – als Schrippeninsel. Die Übergänge zwischen den Zonen sind fließend, und die Zahl der regionalen Varianten ist groß. Nirgends aber ist sie so groß wie in Franken.

Ich hatte mal eine Geschichte in meinem Programm, in der es um ein Brötchen ging. Als ich damit in Nürnberg auftrat, suchte ich nach einer passenden Übersetzung, da ich mir der Tatsache bewusst war, dass niemand in Bayern »Brötchen« sagt. In Bayern sagt man »Semmel«, dessen war ich mir sicher, immerhin war das auch der Name meines Tourneeveranstalters »Semmel Concerts«, und der kam schließlich aus Bayreuth. Also wandte ich mich an mein Publikum mit den Worten: »Ich denke, bei Ihnen sagt man Semmel«. Da riefen die Nürnberger wie aus einem Mund: »Wegglä! Wegglä!« So lernte ich, dass es in Nürnberg nicht Semmel, sondern Wegglä heißt. Wie man's schreibt, ist nicht eindeutig festgelegt, man findet es wahlweise mit Doppel-g oder mit ck, und meistens in Verbindung mit der Zahl Drei: »3 im Weckla für 2 €«. Mit diesen Dreien sind keine Musketiere oder Fragezeichen gemeint, sondern die berühmten Nürnberger Rostbratwürstchen, die immer im Trio auftreten. Und das nicht nur mit Sauerkraut, sondern eben auch im Brötchen.

Kurz darauf trat ich in Bamberg auf. Als die Stelle mit dem Brötchen kam, wollte ich mein frisch erworbenes Wissen zum Besten geben und erklärte, dass ich inzwischen gelernt hätte, dass ein Brötchen in Franken ein Weggla sei. Prompt riefen mir die Bamberger zu: »Brödl! Brödl!« Und ich erkannte, dass zwischen Mittelfranken und Oberfranken offenbar erhebliche Unterschiede bestehen.

Anderntags war ich in Bayreuth, was ja von Bamberg nicht allzu weit entfernt ist (manche meinen auch: nicht weit genug entfernt) und ebenfalls zu Oberfranken zählt. Und ich war fest entschlossen, die Sache mit dem Brötchen nicht noch einmal zu versemeln. Also sagte ich zum Publikum: »Ich weiß schon, bei Ihnen sagt man nicht Weggla, sondern Brödl!« Da scholl es mir aus der vollbesetzten Stadthalle entgegen: »Laabl! Laabl!«

Danach habe ich die Nummer mit dem Brötchen kurzerhand aus dem Programm gestrichen.

Weiteres zur regionalen Vielfalt:

»**Was vom Apfel übrig blieb**« (»Dativ«-Band 2)

»**Von Knäppchen, Knäuschen und Knörzchen**«
(»Dativ«-Band 3)

»**Ein Hoch dem Erdapfel**« (»Dativ«-Band 3)

Wecken, Semmel und andere Bezeichnungen für das Weizenbrötchen	
Brötchen	Niedersachsen, Mecklenburg-Vorpommern, Nordrhein-Westfalen, nördliches Rheinland-Pfalz, weite Teile Hessens, nördliches Sachsen-Anhalt und Teile Brandenburgs
Brodl, Brotl, Brotel, Brodln (Plural)	Sachsen
Brödl (= Brötlein)	Oberfranken (Bamberg)
Kipf, Kipfla (aus lateinisch <i>cippus</i> = Pfahl, länglich geformter Brotlaib)	Mittelfranken
Laabla (= Laiblein)	Oberfranken
Rundstück	Schleswig-Holstein, Hamburg und nordwestliches Niedersachsen
Schrippe (seit dem 18. Jh., von <i>schripfen</i> = aufreißen, einritzen)	Berlin und Brandenburg, darüber hinaus auch in Hamburg, Schleswig-Holstein und Mecklenburg-Vorpommern
Semmel (althochdeutsch <i>semala</i> , von lateinisch <i>simila</i> = fein gemahlenes Weizenmehl, aus dem Assyrischen <i>samidu</i> = weißes Mehl)	Bayern, Österreich, Franken, fränkischer Teil Thüringens (Südthüringen), teilweise auch in Sachsen, Sachsen-Anhalt und Brandenburg, auch in Ungarn (zsemle), Tschechien (žemle) und Bosnien (semele)
Stella (= kleiner Stollen)	Franken
Weck, Wecke, Wecken (althochdeutsch <i>weggi</i> = Keil)	Baden, Rheinland-Pfalz, Saarland, Rheinhessen, Unterfranken
Wecken, Weckle	Schwaben
Weckla, Weggla	Mittelfranken
Weckerl	Oberösterreich, Steiermark, Wien
Weggen, Weggli	Schweiz

Diese Tabelle erhebt selbstverständlich keinen Anspruch auf Vollständigkeit. Wenn Ihnen weitere regionaltypische Brötchenwörter bekannt sind, dürfen Sie sie mir gerne schreiben!

Wie blond kann man sein?

Frage eines Lesers aus Buchholz in der Nordheide: Schon seit Längerem beschäftigt mich die Frage, warum wir das Farbwort »blond« nur für Haare gebrauchen. Meiner Meinung nach ist blond vom Wort her gleichgestellt mit beige, blau, grün, violett usw.

Warum erscheint uns ein Feld voller Weizen nicht als »blond«, obwohl es der Haarfarbe ja stark ähnelt? Wieso gibt es keine blonden Autolacke oder blondes Furnier?

Antwort des Zwiebfischs: Ob blond, ob braun, Farben sind nicht leicht zu durchschau'n. »Blond« bedeutet »goldgelb«, und goldgelb kann vieles sein: Eidotter zum Beispiel. Dennoch wird der Dotter nicht »das Blonde vom Ei« genannt. Allen Zusammensetzungen wie goldblond, strohblond und maisblond zum Trotz gibt es weder blondes Gold, blondes Stroh noch blonden Mais. Jedenfalls nicht in der Standardsprache. Dort scheint die Farbe »blond« den Haaren vorbehalten zu sein.

In der Umgangssprache allerdings ist sie auch in anderen Zusammenhängen zu finden. Bei bestimmten Genussmitteln spricht man von »blond«, wenn »hell« gemeint ist. Das Weizenbier kann »ein Blondes« oder »eine Blonde« sein. Auch für hellen Tabak und helles Holz wird umgangssprachlich die Bezeichnung »blond« gebraucht. Und nicht nur Bäcker wissen, was »blonde Brötchen« sind. Wer seinen Kaffee gern »süß und blond« mag, der genießt ihn mit Zucker und Milch. Abgestorbenes, gelb gewordenes Schilf wird ebenfalls gelegentlich als »blond« bezeichnet. Einige um Originalität bemühte Tourismusbroschüren werben

mit »blonden Dünen«. Bislang ist aber noch niemand auf die Idee gekommen, das Branchenverzeichnis der Friseure die »blonden Seiten« zu nennen, obwohl das doch wirklich naheliegend wäre.

Zur Beschreibung hellen Fells bei Tieren wird »blond« nur selten herangezogen. Es gibt zwar ein Hunde-Shampoo der Marke Novagard Green »für blondes und weißes Fell«, doch im offiziellen Register der Hundefellfarben kommt »blond« nicht vor.

Auch für Pferde und Ponys wird »blond« als Fellfarbe nicht ernsthaft in Betracht gezogen. Graugelbes Fell wird »fahl« genannt. Nicht einmal Schafe sind »blond«. Nach Strickwaren aus »blonder Wolle« sucht man im Otto-Katalog jedenfalls vergebens.

Genau wie violett, brünett und lila kommt auch »blond« aus dem Französischen. Und man vermutet, dass die Franzosen es ihrerseits von den Germanen übernommen haben, so wie die Farben »bleu«, »blanc«, »brun« und »gris« von »blau«, »blank«, »braun« und »grau«. Demzufolge wäre die Wurzel allen Blonds germanisch. Bei den alten Germanen hieß es allerdings noch nicht »blond«, sondern »blint«. Dieses Adjektiv, das »fahl« und »trübe« bedeutete, wurde auf dem deutschen Wege zu »blind«, auf dem französischen zu »blond«. Auch im Französischen können Tabak und Bier »blond« sein. In blumigen Texten sind dort auch blonder Staub, blonde Seide und blonde Morgenröte anzutreffen. (Wer sich unter »blonder Morgenröte« nichts vorstellen kann, der kann sich vielleicht eher einen rotblonden Morgenhimmel denken.)

Es gibt also in beiden Sprachen durchaus Ansätze, das Wort »blond« auf andere hellgelbe Erscheinungen anzuwenden, doch die Bedeutung als Haarfarbe ist so übermächtig, dass

alle Versuche, die Sprache über das menschliche Haar hinaus zu blondieren, entweder scherzhaft oder gekünstelt wirken.

Hinderlich für die Entwicklung zum vollwertigen Farbadjektiv ist außerdem der Umstand, dass »blond« gerade in jüngerer Zeit seine Bedeutung in eine andere Richtung ausgedehnt hat: Dank zahlreicher »Blondinen«-Witze ist »blond« mittlerweile zu einem Synonym für »beschränkt« geworden. So findet man in die Umgangssprache eingeflochtene blonde Strähnchen wie »Red nicht so blond!« und »Wie blond kann man sein?«.

Dabei handelt es sich aber sicherlich nur um eine vorübergehende Mode. Irgendwann wird das vorbei sein, und etwas anderes wird kommen. Dann heißt es vielleicht: »Braun ist das neue Blond!«

Weiteres zum Thema Farben:

»Sind rosane T-Shirts und lilane Leggins erlaubt?« (»Dativ«-Band 1)

Seid an Seit ins Getümmel

Frage eines Lesers aus Berlin: Ist es nicht »mein gutes öffentliches Recht« als Gebührenzahler, das Programm in korrekter deutscher Rechtschreibung und Grammatik zu bekommen? Dass gelegentliche Fehler vorkommen, ist ja verzeihlich. Aber die »Brisant«-Sendung von heute (5. Februar) ist in dieser Hinsicht einfach nur ärgerlich. In einen Beitrag über einen prominenten Musiker wurde ein Text eingeblendet, worin steht, dass er »seit Jahren« an Krebs leide. Nur Augenblicke später ist zu lesen, er hoffe, den Krebs »entgültig« zu besiegen. Haben die Sendungen der ARD nicht verantwortliche Redakteure, die die Beiträge vor der Veröffentlichung kontrollieren?

Antwort des Zwiebelfischs: Dass »seit« und »seid« verwechselt werden, ist ein weit und weidlich verbreitetes Phänomen. In Foren und Chats im Internet wimmelt es von Einträgen à la »Wo seit ihr?« und »Seid wann ist das so?«. Genauso ist es mit »endgültig«, das oft genug mit einem un-gültigen »t« geschrieben wird.

Einem Schüler, der nicht wusste, ob »Ihr seid doch alle dabei gewesen« mit »d« oder »t« geschrieben wird, riet sein Lehrer, statt des Perfekts lieber die Vergangenheit zu wählen. Diese Empfehlung war allerdings kaum hilfreich, zumal sich bei »Ihr wart doch alle dabei« das gleiche Problem stellt. Ich selbst muss auch jedes Mal nachdenken, ob »ihr wart« mit »d« oder mit »t« geschrieben wird; denn ein »ward« mit »d« gibt es auch, und zwar als alte Form für »wurde«: »Und es ward Licht.« Das ist heute zwar kaum noch in Gebrauch, denn aus »ward« ward »wurde«, und niemand kann sagen, was einmal aus »wurde« werden wird.

Der just erwähnte Schüler konnte übrigens von Glück sagen, dass er nicht schreiben musste: »Seit ihr Seit an Seit in den Kampf gezogen seid ...« Dann wäre er endgültig verzweifelt und hätte entgeltlich Nachhilfe nehmen müssen.

Warum es zwischen »seit« und »seid« und zwischen »end-« und »ent-« immer wieder zu Verwechslungen kommt, ist leicht zu verstehen: Wenn »d« und »t« am Ende einer Silbe stehen, gibt es klanglich keinen Unterschied. In manchen Gegenden Deutschlands, in Franken zum Beispiel, gibt es zwischen »d« und »t« nicht einmal einen Unterschied, wenn sie am Anfang stehen. Während auf die feine hochdeutsche Art beim Naseputzen »ins Taschentuch getrötet« wird, macht der Franke es auf seine Weise anders, denn er »dud ins Däschenduch dröden«.

Nun sind Gleichklang von Konsonanten und Besonderheiten von Dialekten keine Rechtfertigung für mangelnde Rechtschreibung im öffentlich-rechtlichen Fernsehen. Nicht einmal in einer Sendung, die offenbar eher »brisant« als brisant ist. Leider gibt es keinen Rechtsanspruch auf fehlerfreies Fernsehen; ich befürchte, man kann bei einer Häufung von Rechtschreibfehlern nicht einmal eine Gebührenminderung geltend machen. Sonst wären unsere Fernsehanstalten bald am Ende.

Weiteres zu typischen Rechtschreibfehlern:

- »In Massen genießen« (»Dativ«-Band 1)
- »Der große Spaß mit das und dass« (»Dativ«-Band 2)
- »Der Pabst ist tod, der Pabst ist tod!« (»Dativ«-Band 2)
- »Ich glaub, es hakt!« (»Dativ«-Band 3)
- »Geradewegs auf die schiefe Ebene« (»Dativ«-Band 4)

Alle Vögel sind schon da

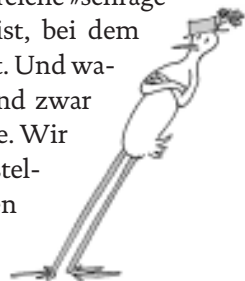
Frühling liegt in der Luft! Man kann ihn riechen, sehen und hören. Seine beliebtesten Vorboten sind die Vögel. Seltsam, dass sie in unserem Wortschatz so schlecht wegkommen: Vögel dienen als Platzhalter für Dummköpfe, Verrückte, Verbrecher und sogar für den Teufel.

Seit Generationen lernen Kinder mit Begeisterung das fröhliche Frühlingslied von August Heinrich Hoffmann von Fallersleben und besingen Amsel, Drossel, Fink und Star und schließlich die gesamte Vogelschar. Ohne Übertreibung kann man feststellen, dass Vögel sich bei uns Menschen großer Beliebtheit erfreuen. Ausgenommen vielleicht Krähen und Elstern, die noch immer ein gewisses Imageproblem haben. Und Tauben, wenn sie uns von oben herab bekleckern. Die meisten Vögel aber mögen wir, wir schätzen ihre Eleganz, ihre Leichtigkeit, ihren Nesttrieb, ihren Familiensinn. Wir bewundern ihr schillerndes Gefieder und ihren Gesang. Und seit ewigen Zeiten beneiden wir sie um die Fähigkeit zu fliegen.

Die Vögel haben einen festen Platz in dieser Welt und auch in unserer Sprache. Vögel beflügeln unseren Wortschatz. Es gibt viele Redewendungen, in denen Vögel vorkommen. »Mein lieber Schwan!«, sagt man zum Beispiel, wenn man ganz besonders erstaunt ist. Das geht auf eine Oper von Richard Wagner zurück, in der sich ein gewisser Herr Lohengrin von einem Schwan übers Wasser ziehen lässt und nach der Ankunft die Arie anstimmt: »Nun sei bedankt, mein lieber Schwan!«

Auch der Kuckuck musste für viele Redensarten herhalten. Wenn es irgendwo drunter und drüber ging, sagte man: »Da ist der Kuckuck los!« Damit war eigentlich der Teufel gemeint. Aber weil man früher Angst davor hatte, den Ihr-wisst-schon-wen beim Namen zu nennen, sagte man lieber »Kuckuck«. Daher auch die Wendungen »Das weiß der Kuckuck«, »Hol's der Kuckuck!«, »Zum Kuckuck noch mal!« und »Scher dich zum Kuckuck!«.

Daneben flattern durch unsere Sprache zahlreiche »schräge Vögel«. Wer nicht ganz richtig im Kopf ist, bei dem »piept« es, wie man umgangssprachlich sagt. Und warum piept es? Weil er einen Vogel hat! Und zwar nicht irgendeinen Vogel, sondern eine Meise. Wir freuen uns über Meisen im Garten und stellen für sie im Winter sogar Futterhäuschen auf. Aber wehe, jemand hat eine Meise im Oberstübchen! Womöglich gar eine ausgewachsene Vollmeise!



Dann fehlt nicht mehr viel, und er wird ein »komischer Kauz«. So nennt man jemanden, der seltsam und verschroben ist. Das kommt wohl daher, dass Käuze immer ein bisschen verkniffen dreinschauen. Ein Kauz ist eine fusselige Eule, und Eulen sind bekanntlich nachtaktive Vögel. Deshalb wird ein Mensch, der den

Tag verschläft und sich die Nächte um die Ohren schlägt, scherzhaft als »Nachteule« bezeichnet. Das bevorzugte Revier derachteule sind Kneipen und Bars, die bis zum Morgen grauen geöffnet haben.

